

Fünf vor zwölf

Ich hole aus den Tiefen meines Kühlschranks einen Becher Heimat heraus. Ohne jemals eine morgendliche Schwimmtour im eiskalten Wasser gemacht, oder auch nur in Erwägung gezogen zu haben. Ich kenne keine entsprechende Familientradition, selbst wenn ein skandinavischer Molkereiriese in Deutschland gerade Konsumenten (wie mich) mit solchen Wikinger-Geschichten lockt. Zum Kauf eines vermeintlich isländischen Skyr, der aus mecklenburgischer Erzeugung stammt. Warum wird man eigentlich so leicht reingelegt? Der Geschmack ist mit dem Original nicht zu vergleichen. An den Skyr meiner Kindheit erinnert am ehesten noch der Preis – jedenfalls, wenn man den Quark mit nordischem Flair mit anderen Produkten aus der hiesigen Massentierhaltung in Relation setzt.

Was will man machen; andere Zeiten und Länder, andere Sitten... Mangels Blaubeeren schnipsle ich einige spanische Erdbeeren – deren ungewöhnlich aromatischer Geschmack mich überrascht – sowie eine halbe Banane in den Skyr. Dazu ein Glas frisch gepressten Grapefruitsaft mit einer Prise Zimt. Ich setze mich zum späten Samstagsfrühstück an den Tisch.

Ich rufe die Website der an diesem Wochenende stattfindenden Kultursause auf meinem Smartphone ab. Meinen Last-Minute-Auswahlprozess beginne ich, indem ich die Suche auf den heutigen Tag einschränke. Von der Anzahl der Ergebnisse erschlagen lege ich einen weiteren Filter fest, für die Art der Veranstaltung. Hurra! Sparte für Sparte markiere ich meine Favoriten. Nach drei Kunstrichtungen wundere ich mich allerdings bereits, wie ich selbst das in knapp zwei Tagen hinbekommen soll. Nochmals nach Uhrzeit sortieren? Oder nach Kiez? Unmöglich, sich optimal festzulegen! Doch ich kapituliere nur ungern – und sei es, dass ich meine Zeit mit einer Planung verplempere, die sich am Ende als zu anspruchsvoll herausstellen wird. Während draußen das Fest auf mich wartet! Ich muss mir bewusst werden, dass ich längst besser vorbereitet bin, als jemals notwendig. Selbst die Skyrreste auf meinem Teller sind inzwischen verkrustet. Ich stelle das Frühstücksgeschirr ins Waschbecken und lasse es mit Wasser volllaufen.

Im Schlafzimmer nehme ich eine dunkelblaue A-Linie von der Kleiderstange. Zu klassisch! Ich werfe das Kleid aufs Bett und entscheide mich stattdessen für ein knielanges Wickelkleid in Jeansoptik. Während ich es mit einer Hand um mich wickle, wühle ich mit der anderen in meinem Kleiderschrank – auf einer oberen Ablage hinter der vierten Schiebetür – auf der Suche nach der passenden Strickjacke. Gefunden! Ebenso die Geldbörse, die aus meiner gestrigen Handtasche in einen Jutebeutel wandert. Zusammen

mit der Wolljacke. Dazu ein Müsliriegel, aus der Küche. Und eine Trinkflasche. Die ich noch schnell mit Wasser fülle.

Ein Blick in den Spiegel im Bad. Ich zupfe meine noch feuchten Haare ein wenig zurecht verlorene *Lebensmüh!* wie ich zu sagen pflege. Ich hoffe, der Wind auf dem Weg wird das Ganze einigermaßen optimal richten. Schuhe? Sandalen. Mit der rechten Hand streife ich sie mir über, während die linke auf der Flurkommode nach meinem Schlüsselbund tastet. Fertig! Ich schlüpfe durch die Wohnungstür und sperre sie hinter mir zu. *Shit!* Ich sperre die Tür wieder auf. Doppelverriegelung. Verdammt! Im Bad schmiere ich mir das Gesicht mit einer Tagescreme mit Lichtschutzfaktor 30 ein und stürze aus der Wohnung. Ich sollte längst woanders sein!

Wäre ich circa anderthalb Stunden früher losgefahren, hätte mein Zeitplan wenigstens etwas Sinn gemacht. Stattdessen glaube ich – wie mir erst kürzlich einleuchtete – im tiefsten Inneren wohl an eine Art Superkraft, die mir erlaubt, mich jenseits physikalischer Gesetze durch Raum und Zeit zu bewegen. Als würde sich im allerletzten Moment doch alles einrenken. Wie durch ein Wunder. Oder zumindest irgendwie.

Andererseits mache ich es dem Universum relativ leicht, meine zunächst unmöglich erscheinenden Wünsche zu erfüllen, sobald ich mich auf dem Weg zum Ziel befinde, gebe ich nämlich ordentlich Gas, stramble (auch heute) so schnell wie nur irgend möglich auf meinem Hollandrad, über Berlins enge Fahrradwege, die auf dieser Strecke so schwere Schäden aufweisen, dass mein Jutebeutel bei manch einem Buckel fast aus dem Korb hinausfliegt. Eines Tages passiert noch was, denn die Trips in dieser Stadt gestalten sich stets abenteuerlicher, als ich es mit meinem Tempo gemeint habe.

Einmal angekommen befestige ich mein Bike an einem freien Laternenmast. Zur Sicherheit mit zwei Schlössern. Als ich mich auf die gegenüberliegende Straßenseite aufmache, stolpere ich beinahe über einen kaputten Lattenrost, der wie eine gigantische Fischgräte auf dem Gehweg herumliegt. Einige Meter vor dem Ausstellungsort (den ich mir unter zwei anderen noch schnell angucken möchte, bevor ich mir – Blick auf die Uhr – in einer guten Stunde woanders die Performanz einer befreundeten Künstlerin ansehen möchte), halte ich kurz inne.

Eine Frau mittleren Alters lächelt mich an, als ich eintrete. Ich weiß gleich, dass ich hier fehl am Platz bin. Ich begrüße die Dame freundlich, sie deutet auf den Raum nebenan.

- Da geht's lang!, der Ton ihrer Stimme verleiht den knappen Worten eine einladende Wärme.

Mir bleibt keine andere Wahl, als den durch Laken getrennten Nebenraum zu betreten.

Auf einmal stehe ich bis zu den Waden in Plastikmüll: Tüten, Flaschen, Verpackungen, Kanister, Netze, Folie. An den Wänden hängen Papptafeln, die mit Buntstiften beschriftet sind. Da sich offenbar niemand außer mir hierher verirrt hat, fühle ich mich verpflichtet zu bleiben. Ich wate durch die Plastiksoße zu den bebilderten Infotafeln. Es geht, wie erwartet, um den explodierenden Meeresabfall. Unsere Nahrungsmittel enthielten bereits Spuren von Mikroplastik. Geringe Mengen ließen sich sogar in unserem Blut nachweisen. Als ich erfahre, dass ein orientierungsloser Schnabelwal mit Bauch voller Plastik an der norwegischen Küste verhungert sei, werde ich nachdenklich. Resigniert lese ich all die Texte durch und gucke erst dann auf die Uhr. Zehn Minuten! Im Verhältnis zu meinem strengen Zeitplan habe ich eine ganze Ewigkeit investiert, um mir ein Bild von diesem Elend zu machen. Um mir ein gutes Gewissen zu verschaffen. Gegenüber der Veranstalterin, die sich sichtlich über meinen Besuch gefreut hatte.

Ich bedanke mich, nehme mir von einem Tisch beim Ausgang das Programm des diesjährigen Festivals und trete auf die Straße. Was hat mich bloß hierher geführt?

Ich brauche einen Moment, um mich zu orientieren. Doch erst mal gehe ich außer Sichtweite. Vor der Pop-up-Location nebenan tummeln sich Hipster in überschaubaren Grüppchen. Sie scheinen mir, wie hier üblich, in Gespräche vertieft mit Leuten, die sie bereits kennen. Ich blende mich ein, obwohl ich nicht dazu gehöre. Auf einem niedrigen, als Baumschutz gedachten Holzgeländer hockend – das zum Sitzen eigentlich ungeeignet ist –, falte ich das Festivalprogramm auf. Es ist im sperrigen Zeitungsformat; von Erfahrung weiß ich, dass mein Exemplar am Ende des Festivals völlig zerfleddert sein wird. Auf dem holprigen Weg bis dahin wird das Wichtigste manchmal nicht zu finden sein, zumeist dann, wenn ich es am dringendsten brauche.

Vom Titelblatt grinst mir das diesjährige Thema entgegen: WASSER/SPIEGEL. Durch meine Internet-Recherche vorhin weiß ich, dass die meisten Künstler sich mit den immer heftiger ausfallenden Überschwemmungen sowie deren Ursachen und Konsequenzen auseinandergesetzt haben. Wohl ist die Ausschreibung selbst in diesem Sinne formuliert gewesen. Mich persönlich fasziniert der Schrägstrich, der für mich das Kippmoment versinnbildlicht, an dem die Wassermassen überschwappen werden, ebenso wie den Spiegel, der dem Menschen, der in ihm sein Ebenbild zu erkennen hofft, seine teuflische Fratze entgegenschleudert.

Ich sehe kurz auf. Ein gewaltiges Meerespanorama eröffnet sich vor meinen Augen. Das Träubchen Leute, das bisher vor dem riesigen Fenster des Ausstellungsraums versammelt war, muss sich bewegt haben. Jedenfalls ist das Blickfeld nun frei, für ein imposantes Wandbild, das den schäumenden Wellengang und das flackernde Spiel des Lichts auf der

Meeresoberfläche abbildet. Auf eine rätselhafte Weise, die zur Folge hat, dass meine Seele sich beim Anblick dieser Sturmwellen ausruht.

- Fasziniert?

Ich muss eine ganze Weile vor mich hingestarrt haben. Ohne zu merken, dass jemand auf mich zugekommen war. Sein Mut gefällt mir; schließlich scheinen mir die Gräben zwischen den einzelnen Kunstszeneen noch um einiges tiefer als jene zwischen den Kiezen. Im Kampf gegen fremdbestimmte Regeln sind wir schon auf einer Wellenlänge. Ich sehe mir mein Gegenüber genauer an: feine Nase, eine Wolke halblanger Locken, fast durchsichtige Haut.

- Bist du der Fotograf?

Der Blondschoopf schmunzelt und macht mich darauf aufmerksam, dass es sich bei dem Werk nicht um ein Foto, sondern um ein filigran herausgearbeitetes Sandmuster handle. Mein Irrtum wurmt mich. Ich sollte gleich – in diesem Augenblick – für die Performanz meiner Freundin aufbrechen. Dort würde auch ich Teil eines vertrauten Kreises.

- Komm, ich zeige es dir!

Meine neue Bekanntschaft lockt mich in eine andere Richtung, scheint ähnlich bezaubert wie ich.

- Das Besondere an diesem Bild ist meiner Meinung nach die naturalistische Sicht auf den Zauber des Meeres, der die Freiheit als optische Illusion inszeniert.

Zumindest ebenso originell wie seine Perspektive finde ich die gestelzte Sprache des Noch-Unbekannten, gepaart mit seiner Art, Wörter auf der ersten Silbe zu betonen. Sein Akzent verrät, dass er entweder aus Skandinavien oder aus der Schweiz stammt. Ebenso wie die ihn umgebende Ruhe.

Auf einmal klingelt es bei mir. Die Deutung des Vielleicht-Skandinaviers erinnert mich an die Kurzbeschreibung einer Ausstellung, die ich mir beim Frühstück markiert hatte. Mir dämmert, dass ich in der ganzen Hektik vorhin mich in der Location um ein Haus geirrt habe. Ich muss grinsen.

- Wieso eigentlich nicht?, ich stehe auf und stopfe das Programm in meinen Jutebeutel. Hab' grade ein bisschen Zeit!